

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Das Buch meines Lebens

Erinnerungen

Vierordt, Heinrich

Stuttgart, [1924]

15. Abschnitt. Erinnerungen an Josef Viktor von Scheffel

[urn:nbn:de:bsz:31-375566](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-375566)

Erinnerungen an Josef Viktor von Scheffel

Des Namens Scheffel, sowie mannigfacher Beziehungen zu jenem denkwürdigen Manne, ist in diesen Blättern schon öfters gedacht worden; doch fehlen dem Gemälde zur Bildähnlichkeit noch einige vertrauliche Farbstriche.

Das abgeleierte Wort „wo viel Licht, ist viel Schatten“ trifft auch auf Scheffel zu; die Verfasser seiner Lebensbeschreibungen haben dies fast völlig übersehen; keiner gab über seinen Helden die volle Wahrheit, vielmehr leicht weil kaum einer ihn persönlich näher kannte; sie haben ihn verherrlicht, ihn so dargestellt, wie sie in ihrer Einbildungskraft ihn geschaut, wie er sie von Jugend an in seinen Dichtungen begleitet und wie sie ihn lieb gewonnen haben.

Gustav Freytag legt jedem Lebensbeschreiber dies Wort ans Herz: „Der Biograph hat die Aufgabe, uns den Menschen zu schildern ... nichts mildernd, nichts verschweigend.“ Nun, ich bin allerdings kein Lebensbeschreiber, ich will nur einige Streiflichter aufstecken, die das Bild von Scheffels Persönlichkeit und Wesen schärfer beleuchten sollen.

Scheffels Natur ist eine so derbe, aufs Wirkliche gerichtete, von Grund aus grobschlächtere, seine Gestalt so hochragend, sein Ruhm so fest begründet, daß man ihm nicht bloß mit ängstlicher Rücksicht und zarter Scheu gegenüberzutreten braucht.

Weil man das Wichtige, allzu Wichtige, oft ins ungeschlachte Übergreifende seines Wesens meist außer acht gelassen hat, darum ist Uneingeweihten das Verhältnis zwischen ihm und seiner Gattin ein unaufgehelltes Rätsel geblieben; nur diese Erkenntnis bietet den Schlüssel zu dem seltsam und unerhört scheinenden Verhalten der Frau Scheffel, die niemals in langen Jahren die ihr wiederholt und treugemeint hingestreckte Hand zu Frieden und Versöhnung ergriffen hat. Nicht einmal den goldenen

nen Haus Schlüssel, den ihr der Dichter in hübscher Sinnbildlichkeit gesendet haben soll, hat sie benützt, um ihr altes Heim damit wieder zu erschließen und als Hausfrau darinnen zu schalten. Die gewaltsame Entführung ihres Söhnchens durch den Vater mochte zu allem übrigen die unverföhnliche Abneigung gegen den Gatten geschürt haben.

Der Münchener Geschmacks- und Kunstrichter Friedrich Pecht behauptet etwas kindlich in seinen Lebenserinnerungen: Frau Scheffel habe für den eigentlichen Humor ihres Gatten kein Verständnis gehabt und deshalb sei die Ehe in die Brüche gegangen; ein anderer sagt, bei der Herausgabe des „Gaudeamus“ habe sich die ganze lesende Welt über dieses Trinkliederbuch gefreut, nur die Gattin des Dichters habe nicht dazu gelächelt. Für den recht eigentlich „Scheffelschen Humor“ hatte jedoch diese Frau nach dem Zeugnis einer ihrer vertrautesten Freundinnen ein volles Verständnis, trug sie doch manches noch nicht veröffentlichte Gaudeamuslied abschriftlich mit sich herum und erfreute sich höchlich daran.

Aber der „Humor“ Scheffels vermochte Blüten zu treiben, die so eigenartig waren, daß sie kaum mehr humorvoll genommen werden konnten und die Nerven eines feinfühlenden Wesens auf allzu harte Probe stellten.

Scheffel hatte es verstanden, seiner Frau solchen Schrecken einzuflößen, daß sie sich vor ihm und seinen Wutausbrüchen fürchtete. Bei grundguten, edeln Zügen seiner Natur war ein unbändiger, unwiderstehlicher Jähzorn das böse Gespenst in Scheffels Leben; in solchem Zustande kannte er sich selbst nicht mehr; hatte sich das furchtbare Gewitter ausgetobt, so war er wieder der beste Mensch und konnte nicht begreifen, daß ihm jemand über etwas grollen konnte, wovon er selbst keine Ahnung hatte. Scheffels Jähzornausbrüche sind nur als Krankheitserscheinungen zu werten und sollen auf den unglücklichen Mann keinerlei Schatten werfen.

Frau Scheffel war dermaßen durch sein Benehmen verschüchtert worden, daß sie nur noch in seiner Abwesenheit heiter zu sein vermochte; vernahm sie auf dem Hausflur den Schritt des Heimkehrenden, so saß sie manchmal kreidebleich und wie versteinert und flüsterte zur besuchenden Freundin, sich angstvoll an diese klammernd: „Still, der Joseph!“ Man kann als glänzender Unterhalter im Männerkreis, als gemütlicher, witzfunktender Zechbruder beim Bierglase bestechende Gaben entfalten, ohne zum ehelichen, jahrelangen Verkehr mit einer zartfühlenden Frau veranlagt zu sein.

Vielfach wird behauptet, daß Scheffel stark getrunken, am „bösen Rausche“ gelitten und in diesem Zustande seine höchst unangenehmen Auftritte herbeigeführt habe. Robert von Wohl berichtet in seinen „Lebenserinnerungen“, daß Scheffel „keineswegs immer ganz zurechnungsfähig“ gewesen sei; und Gregorovius erzählt in seinen „Römischen Tagebüchern“ von einem Besuche bei ihm am 27. September 1870: „Scheffel empfing mich mit den Manieren eines Wilden, brüllte mir ganz irrsinniges, zusammenhangloses Zeug über die Weltereignisse entgegen, wobei er sich als Sozialdemokrat gebärdete — ich war erschreckt, glaubte, einen Betrunkener oder Wahnsinnigen vor mir zu sehen und ließ ihn toben . . . Scheffel schrie, mit Fäusten auf den Tisch schlagend, daß er auswandern wolle“ usw. Etwas boshaft fügt Gregorovius bei: „Menschen solchen Schlages sah ich schon zu anderer Zeit mit Ordensbändern im Knopfloch fromm und still im Vorzimmer großer Herren warten.“

Daß unter solchen Umständen eine Gattin wenig Liebe und Verehrung einem also gearteten Gatten entgegenbringen konnte, liegt auf der Hand. Man begreift, daß sie, auch nachdem bei Scheffel mit zunehmendem Alter mehr Ruhe ins Gemüt gefehrt war — wozu bei seiner der Anerkennung und des Ruhmes sehr bedürftigen Seele die unerhörten Erfolge seiner Werke und die Beliebtheit beim ganzen deutschen Volke wohl das meiste beigetragen haben mochten —, mit einer fast aus menschliche grenzenden Zähigkeit und Härte seine brückenschlagenden Vermittlungsversuche von sich wies.

Die Versöhnung beider Gatten an seinem Totenbett und sein flehentlich Wunsch, „jetzt nur noch ein paar Jährle leben zu dürfen“, haben etwas Rührendes und werfen einen, wenn auch schwachen, doch immerhin wehmütig-verklärenden Schimmer auf beider Leben. Frau Scheffel meinte in jenen ersten Tagen nach seinem Tod einer Jugendfreundin gegenüber: „Die Welt hat Scheffel nur auf der Bühne, nicht hinter den Kulissen gesehen.“ Ohne mir anmaßen zu wollen, ein Seelenrichter zu sein: ich glaube, Frau Scheffel hätte seinen tiefsten Friedensvorschlägen beizeiten Gehör schenken und die letzten Lebensjahre an der Seite des gereiften Gatten verbringen sollen; sie hätte es sicher nicht zu bereuen gehabt.

Was das Trinken Scheffels anlangt, das ihm so sehr und so oft zur Last gelegt wird, so kann ich aus dem persönlichen Umgang mit ihm, den ich von 1873 bis zu seinem 1886 erfolgten Tode häufig zu genießen das Glück hatte, versichern, daß er beim abendlichen Beisammensein in seinem

Hause niemals auch nur einen Tropfen zu viel getrunken hat. Er hat zwar nicht wenig getrunken, denn seine starke Natur konnte eine gehörige Menge vertragen; doch übers Maß ist er nie gegangen.

Scheffel wurde sogar zuweilen der Vorwurf gemacht, daß er durch seine Lieder der Trunksucht der deutschen Jugend Vorschub geleistet habe. Wäre dies wahr, so verdiente jedenfalls die bierselige deutsche Jugend den Hauptvorwurf. Von großen, hohen Gedanken an Freundschaft, Liebe, Vaterland sind Scheffels Trinklieder allerdings nicht geschwellt, und in dieser Hinsicht mag man es vielleicht beklagen, daß sie die älteren, höher gestimmten Burschensänge eines Wilhelm Müller, eines Hoffmann von Fallersleben und anderer Liederdichter früherer Zeit überflügelt und in Schatten gestellt haben. Ihm, der die Vorzüge eines edeln Tropfens als Kenner mit Maß zu würdigen wußte, ihm, der persönlich mit allen Gaben einer herzlichen, hohen Gastfreundschaft ausgestattet war, aus dem Mißbrauche seiner Dichtungen einen Vorwurf machen zu wollen, ist ein Unrecht gegen ihn. Scheffel hatte das richtige Vorgefühl, daß ihn sein Buch „Gaudeamus“ in den Ruf des Trinkers bringen werde; er zögerte die Herausgabe hinaus und wurde wesentlich durch Freunde zur Veröffentlichung bestimmt. Als ich ihm einmal erzählte, daß in der Sommerfrische zwei holländische Damen sich an seinen Gaudeamusgedichten ergötzten, meinte er mit bestrickend hohnwitzigem Lächeln: „Das müssen mir schöne Damen sein!“

In Radolfzell sagte mir Scheffel 1879: „Es ist ein wahrer Zeitverlust und Unfug, daß man Griechisch in den Gymnasien lehrt; es sollte bloß das Latein gründlichst gelehrt werden, denn dies ist allein praktisch brauchbar für uns.“ Das ist eine für Scheffels Denkweise höchst präghafte Äußerung; nur der Nützlichkeitsstandpunkt soll entscheiden. Dieser Mann, alles Hellenischen geschworener Todfeind, im Grunde nur der Mann mittelalterlicher, lateinischer Klosterchroniken, fühlte richtig die eigene Achillesferse. Denn wo die „reinen Formen wohnen“, wo etwa Hölderlins Gebiet beginnt, hört Scheffels Reich auf. Scheffels Geist und der Geist des Hellenismus sind die denkbar größten Gegensätze . . .

Höchst gemütlich war es, abends mit Scheffel beim Glas Bier oder, was ab und zu vorkam, sommers in seinem offenen Gartenhäuschen bei einer Tracht riesiger, gesalzener Rettiche — seiner und meiner Liebhaberei — mit ihm zu sitzen und von heutigen Schrifttumszuständen sowie von alten Zeiten zu plaudern.

Kam er in der Erzählung auf einen 1869 mit Ferdinand Freiligrath und dessen Gattin gemeinsam dem Kloster Maulbronn abgestatteten Besuch, wobei Scheffel als genauer Kenner der dortigen Gebäulichkeiten den Führer abgab, so meinte er derbstreuherzig: „Der Freiligrath hat nur für Wäsfen und Löwen Sinn gehabt, der hat das Maulbronn angesehen, als wenn's ein Hundshaus wär'!“ Hierin hat Scheffel den ihm befreundeten und ihn verehrenden Dichter des „Löwenritts“ doch etwas zu gering eingeschätzt und eine vielleicht vorübergehende Augenblicksstimmung zu sehr verallgemeinert. Freiligraths Neigungen sind vermutlich erheblich vielseitiger als die Scheffels gewesen, wie seine hinterlassene, mit seltenem Geschmaack und Verständnis gesammelte, bei bescheidenen Mitteln ungewöhnlich umfangreiche Bücherei bewies und wie mir seine mir jahrzehntelang innig befreundete Familie häufig versichert hat . . .

Die unliebsamen Auftritte mit der Gattin und ähnliche Ausbrüche seiner Leidenschaftlichkeit hatten Scheffel bis in die Mitte der 1870er Jahre in den übeln Ruf eines heftigen, unberechenbaren und unnahbaren Menschen gebracht, mit dem nicht gut Kirschen essen sei. So sagte er mir eines Abends lachend: „Gestern besuchte mich die alte Frau von Amerongen in einer geschäftlichen Angelegenheit; zitternd und bebend kam sie zu mir ins Zimmer und beruhigte sich erst allmählich, als sie sah, daß ich kein Menschenfresser bin; schließlich stellte sich heraus, daß sie unten im Haus für eine zum Schutze mitgebrachte Freundin aufgestellt hatte, damit gleich Hilfe bereit sei, im Falle sie die Treppe hinunterstiegen sollte.“

Gustav zu Putlitz erzählte mir im Jahre 1880, daß er 1873, nach seiner Berufung zum Karlsruher Hofbühnenleiter, Scheffel habe besuchen wollen, daß ihm aber von vielen Seiten dringend abgeraten worden sei, da man „mit diesem Mann unmöglich verkehren könne“. Robert von Wohl berichtet gleichfalls von Scheffels fast krankhafter Menschenscheu, und zahlreiche Stellen aus Scheffels eigenen Briefen früherer Zeit lassen durchblicken, wie unglücklich der Dichter sich als jüngerer Mann in Karlsruhe gefühlt haben muß, in dem, wie er schreibt, „unsympathischen Diluvium des Rheintals“, wo „die melancholische Stimmung mich in diesem mir unsympathischen Rheinsand wie ein böser Schatten verfolgt“. Das Grundgeheimnis dieser Klagen und die ewige Unzufriedenheit mit heimischen Menschen und Zuständen ist sicherlich nicht bloß in Bitterungsmißhelligkeiten zu suchen oder lediglich den Ausdünstungen der Hardtwaldsümpfe zuzuschreiben gewesen, sondern dem Mangel an Anerkennung in der Vater-

stadt, wenn auch vorwiegend in Malerkreisen Scheffels Muse verhältnismäßig frühzeitig gefeiert ward.

Schwer und nachhaltig hat Scheffel es empfunden, daß ihm in den Jahren schaffender Kraft von maßgebender hoher Stelle in seiner Heimat niemals auch nur die geringste Beachtung, geschweige denn Anerkennung, als anfeuernder Sporn zu dichterischer Tätigkeit zuteil wurde. Ob er sich auch noch im späteren Alter daran ergötzte, daß bald nach dem Erscheinen seines „Trompeter“ ein norddeutscher Zeitungsbeurteiler schrieb: „in Süddeutschland sei ein gewisser Scheffel als Dichter entstanden, dessen Muse in Hemdsärmeln gehe“, so hatte sein aristokratischer Künstlergeist — und welcher echte Künstlergeist wäre nicht im letzten Grund aristokratisch? — unbewußt eine Sehnsucht nach dem Atem des Medizäertums.

Da kam das Jahr 1876, das große Jahr in Scheffels Leben, das für ihn einen Umschwung bedeutet. Aus allen deutschen Gauen flogen ihm die Glückwünsche zum 50. Geburtstage zu. Die Wiener Hochschülerchaft vor allem war es, die den Gedanken einer großartigen Scheffelfeier anregte, der allenthalben ähnliche Festabende folgten. Scheffels Wünsche, geadelt zu werden, wurde bereitwillig und mit Freude gewillfahrt, wenn es auch dem Großherzog Friedrich I. von Baden immer einige Überwindung kostete, jemanden zu adeln.

Eigentlich war es eine nicht ganz begreifliche Schwäche von ihm, daß er seinen berühmten bürgerlichen Namen mit adeliger Verbrämung genannt sehen wollte; man behauptete, er habe gehofft, dadurch seine Frau geneigter zu einer Rückkehr zu ihm zu stimmen. Darin hat er sich aber gründlich getäuscht; bis zur Versöhnung mit dem Gatten auf dem Totenbette hat Frau Scheffel den bürgerlichen Namen grundsätzlich beibehalten. Bei seinen vielen Verehrern in Amerika soll er sich durch die Adellung schwer geschadet haben; zu seinem Wesen paßte der Adel überhaupt wie die Faust aufs Auge.

Bei der am 19. Februar 1876 in der Turnhalle vom Karlsruher Polytechnikum veranstalteten Feier erschien auch Großherzog Friedrich I. und brachte mit wohlklingender Stimme seinen zündenden Trinkspruch auf das Geburtstagskind aus. „Von Salamandern schütterte“ das ganze deutsche Land, wie der sterbende Freiligrath dem beglückten Eckhardsdichter noch zusang. Hoffhauspieler Weiser hatte das Festspiel gedichtet, in dem Scheffel von Geistern im Olymp eingeführt wurde, wobei die Gestalt Scheffels, die von dem darstellenden Künstler ausgezeichnet nach

gebildet war, in der Gesellschaft der klassischen Griechengötter sich einigermaßen deutsch-spießbürgerlich-späßhaft ausnahm.

In hohem Maße zu bewundern war Scheffels witzige, geistreiche Unerschöpflichkeit, womit er die zahllosen Glückwünsche der gekrönten Häupter bis herab zu den letzten Schülerklassen von Lehranstalten, die sich an seinem Ehrentage huldigend eingefunden hatten, zu beantworten verstand. Seine glänzende Schlagfertigkeit bestand die harte Probe staunenswert.

Wenige Tage vor seinem Jubelfeste war ich mit ihm zu einem größeren Mittagsmahle bei seiner alten Freundin, Frau Luise Spreng, eingeladen, wo ein General ihm einen fast vergötternden Trinkspruch widmete, so daß Scheffel sich aus Jur, wie ein schämiges Mägdlein, zum Jubel aller Anwesenden das weiße Mundtuch über den Kopf zog.

Scheffel ließ sich einen mächtigen, hölzernen „Jubiläumsschrank“ schnitzen, worin er alle Urkunden, Ehrenbriefe und Lorbeerkrone aufbewahrte, die Verehrung ihm gespendet hatte.

Die Jubeltage hatten mancherlei weniger angenehme Nachspiele. So hatte u. a. Hieronymus Lorm, der blind-staube Schriftsteller in Dresden, Scheffels merkwürdige Schwäche, sich adeln zu lassen, in höchst ungezogenen Worten angegriffen und verhöhnt. Scheffel wollte in der ersten Aufwallung seiner Wut ihn zum Zweikampfe fordern und war von seinem blutigen Vorhaben nur durch Lorms körperliches Unglück abzubringen. So hingte er ihm zur Sühne wenigstens eine gerichtliche Klage an. Meine Mutter schenkte Scheffel aus Scherz Schild und Lanze in die Waffensammlung auf der Mettnau, dem zweiten Sommerfise des Dichters bei Radolfszell, um mit diesen Gewaffen „den Kampf gegen Blinde und Taube“ aufnehmen zu können. „Seit dem Streit mit Lorm“, äußerte Scheffel, „fürchte ich die Judenpresse.“

Auch allerhand Seltenheiten flogen wie Sternschnuppenschwärme dem Dichter ins Haus, so daß er eine kleine Sammlung damit hätte füllen können. Eines Morgens, als ich bei ihm vorsprach, war eine merkwürdige Sendung eingelaufen: es war ihm in einer Schachtel eine Mause gesandt worden, die den Kopf einer Maus zwischen den Rändern ihrer festgeschlossenen Schalen eingeklemmt hatte. Eine lustige, lustern schmausende und Scheffelsche Lieder singende Gesellschaft sendete von irgendwoher dieses dem vermeintlichen Dichter des bekannten Liedes vom Hering, der eine Mause liebte, aber am Ende zum Dank für seine Liebe von dem Schaltier ebenso enthauptet worden war, wie hier die Mause von der

Auster. Scheffel ergöhte sich an dem Naturwunder und legte sich so die Sache aus: daß über einen Korb eben geöffneter und zum Teile noch lebender Auster die Maus hingesprungen und bei dieser Gelegenheit von der Auster erfaßt worden sei, wobei er die denkwürdige Bemerkung beifügte: „Ja, das schönste dabei aber ist, daß das Lied vom Hering und der Auster gar nicht von mir ist.“ Leider unterließ ich damals, ihn zu fragen, ob ihm der wirkliche Verfasser jenes drolligen Gedichts zufällig mit Namen bekannt sei. Tatsache ist, daß dieses Lied in Scheffels „Gedichten aus dem Nachlaß“ Aufnahme gefunden hat, einem Buch, in dem durch ein Versehen des Zusammenstellers auch noch anderes nicht von Scheffel Stammende enthalten ist, z. B. ein Spruch von Paul Heyse. In sämtlichen Kommerzbüchern läuft „Eine traurige Geschichte“, wie der Titel des Gedichts vom Hering und der Auster lautet, unter Scheffels Namen demnach zu unrecht, und ich gebe sämtlichen Schrifttumskennern und Liederbuchherausgebern die Muß zu knaden auf, den wahren Verfasser ausfindig zu machen. Mich will fast bedünken, ein vertrauter Kenner und Verstieher der feineren Abtönungen in der Dichtkunst müßte herauswittern, daß dieses Reimwerklein in der Tat den eigentlichen Stempel des artlichen „Scheffelschen Humors“ keineswegs an sich trage . . .

So hat es Scheffel oft ergöht, daß die von ihm zu Beginne des „Effe: hard“ angeführten, meines Wissens von Gustav Schwab stammenden Verse:

„Das Land der Alemannen mit seiner Berge Schnee,
Mit seinem blauen Auge, dem klaren Bodensee,
Mit seinen gelben Haaren, dem Ahrenschmuck der Auen,
Recht wie ein deutsches Antlitz ist solches Land zu schauen.“

vielfach ihm zugeschrieben wurden. Feinspöttisch schmunzelnd meinte er: „Wenn diese Verse von mir wären, hätte ich doch wohl nicht selber hinzugefügt, daß sie ein falsches Gleichnis seien!“ Im Garten des Insel Schlosses Mainau lieft man diese Verse sogar fälschlicherweise als Scheffelsche auf einem Felsblock eingehauen!

Um das Jahr 1880 ward im Karlsruher Stadtrat die Frage erörtert, ob gegebenenfalls eine Niederreißung oder Verlegung der Kapelle des alten städtischen Friedhofes stattfinden solle oder nicht. Unmittelbar an dem kleinen Kirchlein, in dessen Schatten auch der alte Jung-Stilling ruht, befinden sich die Grabstätten von Scheffels Eltern und Geschwistern, und zwar so, daß die Grabsteinplatten in die Mauer des Kapellchens eingelassen sind. Kaum hatte der leidenschaftliche Dichter von diesem Vor-

haben Wind bekommen, als er dem Stadtrat ein geharnischtes Schreiben zugehen ließ, worin er den ehrwürdigen Vätern von Badens Hauptstadt, falls sie „Hand an die Gebeine seiner Eltern legten“, sogar mit seinem Fluche wegen Gräberschändung drohte. Da der Stadtrat bei den Ehrungen des jubelfestfeiernden Dichters sich sehr hervorgetan, sogar einer Straßeden Namen des Geburtstagskinds beigelegt hatte, so erregte das vor- eilige, gereizte Schreiben auf dem Rathhaus ein peinliches Gefühl. Ober- bürgermeister Lauter wendete die Sache ins Launige, indem er nach Ver- lesung der Eingabe Scheffels lächelnd rief: „Meine Herren, dies ist des Sängers Fluch!“ Die Kapelle, die wohl auch ohne jenes Liebesbriefchen unverfehrt geblieben wäre, steht heute noch auf ihrem alten Flecke.

Im Herbst 1880 hielt Felix Dahn im Rathhaussaale zu Karlsruhe eine Vorlesung über „heidnische Gebräuche in unserer Zeit“. Ich saß oben auf der halbdunkeln Empore neben Scheffel, der unerkannt und nur aus pers- önllicher Rücksicht auf seinen Freund Dahn dem Vortrag anwohnte. Dahn ließ es in seiner Rede nicht an Huldigungen für Scheffel fehlen, wie er überhaupt auch in seinen Dichtungen, selbst in seinen damaligen Schau- spielen, keine Gelegenheit vorüberließ, um ihn zu feiern. Nach dem Vor- trage sammelte sich im „Erbprinzen“ alten Stiles — an der Ecke der Kaiser- und Mitterstraße — eine kleine Tafelrunde, die aus Scheffel, Dahn, Frau Therese Dahn, Minister von Freyrdorf nebst Gattin, Hofkapell- meister Dessoff und mir bestand. Therese Dahn, von ihrem Gatten „Nixe“ genannt, hatte tatsächlich in ihrem knapp anliegenden, wie aus dem Wasser gezogenen Kleid und der Fülle ihres blonden, bis zu den Hüften frei herabwallenden Haares etwas Nixenhaftes in Erscheinung und Wesen. Dahn erzählte uns an jenem Abend von einem aufregenden Auftritt aus dem Münchener „Krokodil“, wie die beiden Dichter Heinrich Leuthold und Hans Hopfen einmal derart in Wortwechsel geraten seien, daß der schon halbwahnsinnig gewesene Leuthold sich mit hochgeschwungenem Messer auf Hopfen gestürzt habe und ihn zweifellos ermordet hätte, hätten nicht alle Anwesenden sich der Rasenden bemächtigt und sie auseinander- gerissen.

Wenige Tage nach jenem Abend im „Erbprinzen“ wollte ich zu Ver- wandtenbesuch nach Eßlingen. Scheffel sagte mir beim Auseinandergehen: „Besuchen Sie mich noch, ehe Sie abreisen.“ Dies tat ich tags darnach; etliche Stunden zuvor waren Dahns abgereist. Zu meiner Überraschung übergab mir Scheffel den neuesten, soeben erschienenen, vom Verfasser ihm mitgebrachten Roman „Ddins Trost“ von Dahn mit den Worten:

„Sie könnten mir einen großen Gefallen tun, Heinrich, wenn Sie bei Ihrem Aufenthalt in Schwaben dieses dicke Buch lesen und mir kurz Ihre Meinung darüber aufschreiben, insbesondere einige Stellen, die Ihnen die gelungensten scheinen, hervorheben wollten. Ich bin nicht imstand, es zu lesen.“ Mir machte die Sache viel Vergnügen, und ich las mit Eifer in Württemberg die mehrere hundert Seiten in großartigen Stabreimen sich ergehende Dichtung, schrieb eine kurze Besprechung nieder und lieferte sie Scheffel als Mitbringsel nach meiner Heimkehr ab, indem ich mich im stillen königlich daran ergöhte, daß der gute Felix nunmehr meine Ansicht als „maßgebendes“ Urteil seines unbedingt verehrten und ihm als Richtschnur geltenden Freundes Scheffel aufgetischt bekam. — —

Die leicht in Jähzorn ausartende Heftigkeit seines hochgespannten Gemütes paarte sich bei Scheffel mit einer an Rechthaberei grenzenden Rechtsstreitsucht. In ihm, der einst in einem Briefe von Sädingen aus, am 12. Januar 1851, von den Hohen geschrieben hatte: „er plage sich mit seinen Bauern ab, die die durchtriebensten Prozeßträger von der Welt seien“, steckte selber ein gut Stück „Prozeßhansl“. Wie er wiederholt bei seinem scharfgespitzten Ehrgefühl Segnern Herausforderungen zu blutigem Waffengange zugesandt hatte, so ließ er sich noch seine letzten Lebensjahre durch Prozeßsucht ebenso gründlich als unnötig verbittern. Es war fast kläglich anzusehen, wie wenig inneres Glück dieser Mann in sich hatte, wie wenig sonnige Freude Ruhm und Erfolg ihm brachten, die ihm, wie nur selten Sterblichen, beschieden waren, ihm, an dem ganz Deutschland als an seinem erklärten Liebling emporsah.

Wie unerquicklich waren seine Händel mit den Fischern der Insel Reichenau! Diese behaupteten, soweit das Überschwemmungsgewässer gehe, reiche ihr Fanggebiet, und sie könnten daher die Fische, die auf Scheffels überschwemmten Mettnauwiesen schwämmen, mit Recht als ihr Gut und ihre Jagdbeute beanspruchen. Scheffel hatte seinem 1872 erbauten Landhause Seehalde im Jahr 1876 die weit in den Untersee springende Landzunge Mettnau käuflich zugefügt, ein Erwerb, der ihm eine Quelle von Ärger und Unlieblichkeiten werden sollte. Ein anderer hätte gelächelt und gedacht: was liegt an so ein paar Fischen! Nicht so Scheffel. Dieser rief mir einmal im Gespräch über den ihn lange Zeit schwer beschäftigenden Stoff ergrimmt entgegen: „Ich will in Wasserstiefeln auf meinen überschwemmten Wiesen Fische fangen können und diese Fische, die auf meinen Wiesen schwimmen, sind mein Eigentum und gehören sonst niemandem!“ Der Mann, der in seiner Ekkehard:

gend, wie ein Halbgott verehrt, hätte thronen können, wurde nun manchem ein Gegenstand des Hasses. Nach dem Mordanfall der Nihilisten auf den Zaren von Rußland im März 1881, so wurde damals verbreitet, seien nachts Fischer von der Insel Reichenau herübergefahren und hätten aus boshaftem Scherz an Scheffels Badezellentüre die mit Kreide die Worte gemalt: „Herr von Scheffel! auch Sie sollen einmal keines natürlichen Todes sterben!“ Verhielte sich dies wirklich so, mochte es Späßernst sein; jedenfalls wußten sie, daß der Gutsherr der Mettnau sich unendlich darüber erbosen werde und mochten sich schadenfroh ins Häußchen gelacht haben.

Bei Gelegenheit der Streithändel mit den Reichenauer Fischern durchstöberte Scheffel wieder mit heiligem Eifer Urkunden und Chroniken, um aus alten Rechtsverträgen sein uraltes Mettnaurecht erhärten zu können. Bis in die sinkende Dämmerung saß er wieder, wie einst in jungen Jahren St. Galler und Donaueschinger Gesetzsammlungen durcharbeitend, auf der Karlsruher Hof- und Landesbücherei. Als er heimgehend im Halbdunkel des Treppenhauses einen ungeschickten Tritt tat, kam er zu Fall und brach sich noch obendrein den verwünschten Reichenauer Fischfängern zu Ehren den Arm! Sein Freund, der gleichfalls geadelte Generalarzt Bernhard von Beck, richtete ihm den „verstärzten Arm“ — wie er ihn in einem Gedicht an seinen Arzt selbst bezeichnet — unter heftigen Schmerzen wieder ein.

Hier ein Beispiel von selten dagewesener Gewissenhaftigkeit eines Büchereileiters! Scheffel brauchte für seine Zwecke irgendeine alte Bücherkartefle und wollte sie zum ruhigen Durcharbeiten auf sein Land- oder besser Seegut Radolfzell mitnehmen. Es war gerade sommerlicher Büchersturz, und eine strenge Verfügung verbot, in dieser Zeit Bücher auszulihen. Scheffel stellte dem ihm befreundeten Büchereivorstand, Dr. Alfred Holder, mit dem er gemeinsam das Waltarilied herausgegeben hatte, dringend die Notwendigkeit vor, das Buch während der nächsten Wochen zu besitzen. Holder war in peinlicher Verlegenheit, was er tun solle. Als Büchereileiter durfte er das Werk durchaus nicht hergeben, wiewohl er nur sich selbst verantwortlich war; als Freund und Bewunderer des Dichters war es ihm unangenehm, daß er gerade Scheffel, bei dem ja das Buch wie in Abrahams Schoß geborgen war, einen so dringlichen Wunsch verweigern sollte. Was tut der rührende Mann? Er setzt sich hin, schreibt in den nächsten vier Nächten das ganze Werk buchstabengetreu ab und bringt es dem fast bestürzten Scheffel. Dieser, der mir das Vorkommnis

selbst unmittelbar danach mitteilte, fügte bei: „Ich hab' nicht gewußt, sollt' ich weinen oder lachen?“

Am 29. Jänner 1884 war ich mit Emil Rittershaus bei Scheffel zu Tische. Der Wuppertaler Dichter war ein so glänzender, unerschöpflicher, hinreißender Erzähler, wie es nicht leicht einen zweiten geben mochte. Zum Essen tranken wir köstlichen Bocksbeutelwein aus ziegenschlauchförmigen Urflaschen, wie der glückliche Gastgeber ihn kurz zuvor als Sendung von Würzburger Verehrern geschenkt bekommen hatte. Wir setzten uns um ein Uhr ans Mahl und standen nach zehn Uhr abends auf. Rittershaus trug während der langen Zeit größtenteils die Kosten der Unterhaltung. So erzählte er u. a., er habe 1876, wenige Tage vor Scheffels Jubelfeier, in mehreren Nachbarhäusern der Stephaniestraße vergeblich die Wohnung des Dichters erfragt und in unmittelbarer Nähe des Scheffelhauses die Auskunft erhalten: einen dieses Namens gebe es in der ganzen Stadt nicht! Wir kamen aus dem Lachen über die geistreichen, drolligen, herzerzöglichen Schwänke dieses Plauderers von Gottes Gnaden nicht heraus. Scheffel war höchst aufgeräumt. Nach dem Kaffee forderte er mich auf, aus meinen wenige Wochen zuvor erschienenen „Neuen Balladen“ das Gedicht „Die Tuilerienkinder“, die ihm zu meiner Freude besonders gefallen hatten, vorzutragen . . .

Viel ward an jenem Tage von Heinrich Heine gesprochen, und begeistert rief Rittershaus: „Ja, der gehört doch zu den Größten, die je über die Erde gewandelt sind!“ was Scheffel bestätigte, indem er sofort Heines gewiß nicht an der Heerstraße liegende, umfangreiche Ballade „Die Schlacht bei Hastings“ fehlerlos und fließend auswendig vortrug. Ich war überhaupt an jenem Tag überrascht, wie beschlagen Scheffel in Heines Werken war, und es ward mir dadurch manches in Scheffels eigenen Dichtungen klar, die mehr von Heine beeinflusst sind, als man bei oberflächlichem Betrachten glauben mag. „Der Trompeter von Säckingen“ und manches im „Gaudeamus“, z. B. „Abschied von Nevano“, wären ohne „Atta Troll“, sowie die „Bergpsalmen“ ohne den Vorgang von Heines „Nordseebildern“ undenkbar. Bis auf einzelne Wortbildungen sogar ist Scheffel von Heine abhängig; so hat er beispielsweise das urscheffelisch klingende Wort „waldursprünglich“ mit dem Rechte des Genius aus Heine in seine Dichtungen herübergenommen.

Für den Geschmack der Leserschaft in Deutschland ist es bezeichnend, daß Scheffel im wesentlichen der geringsten seiner Schöpfungen die große Volkstümlichkeit verdankt; den inneren Wert seiner Dichtungen kann man

beinahe rechnerisch genau nach der jeweils kleiner werdenden Zahl der Auflagen angeben, wobei ich natürlich seine Dichtungen in gebundener Sprache im Auge habe. Selbst ein so denkmalhaftes Werk wie der „Effe: hard“ hätte ohne die bahnbrechenden Trinklieder und die Chronerhebung Scheffels durch die deutsche Hochschülerschaft niemals die ungeheure Verbreitung gefunden.

Wie viele kennen überhaupt die „Bergpsalmen“, diese Prachtdichtung? Die derb-humorvollen Lieder des „Gaudeamus“ werden von zahllosen jugendlichen Kehlen gesungen, aber fragt man die Sänger etwa nach einem so schönen Gedicht aus demselben Buche, wie dem „Trifels“, dann sperren sie Mund und Nasen auf, als bezweifelten sie, ob ein solches im selben Buche stehe. Ich kann nicht in Fritz Mauthners Urteil einstimmen, daß die „Bergpsalmen“ ein „seniles Werk“ seien; im Gegenteil, ich halte sie für das herrlichste, erhabenste Werk, das Scheffel jemals gelungen; seine spätere „Waldeinsamkeit“ ist ein gekünstelter, gesuchter Selbstabklatsch der „Bergpsalmen“.

Die über alles Maß gehende Scheffelverehrung der 1870er und 80er Jahre ist allmählich in ein ruhigeres Bett gerechter Wertschätzung geleitet worden. Scheffel steht nicht mit Goethe und Schiller auf einem Bretter, wie manche im Freudenstürme von 1876 tatsächlich glauben mochten. Es ist sogar wie in allen menschlichen Dingen, wenn der Bogen allzu sehr gespannt wird, zuweilen ein unbilliger Rückschlag eingetreten. Sein „Trompeter“ galt damals seiner zahlreichen Auflagen wegen als erstklassiges, klassisches Werk, wiewohl selbst einmal ein Richard Wagner geschrieben hatte: „Was wollen die vielen Auflagen eines Trompeter von Säckingen bedeuten?“ Deutlich entsinne ich mich der Begeisterung, mit der damals die erste Trauerspielkünstlerin der Karlsruher Hofbühne von dieser Dichtung als dem „Deutschen Nationalepos“ schlechtweg schwärmte, als wäre der „Trompeter“ ein Nibelungenlied! Zu Weihnächten 1903 las ich in einem geschmackvollen Bücherverzeichnis von der Hand eines vornehmen, ernsthaften Geschichtschreibers deutschen Schrifttums die bezeichnenden Worte: „Wer einem Sekundaner eine Freude bereiten will, schenke ihm den ‚Trompeter von Säckingen‘ zum Weihnachtsgeste.“ Wer dies 1876 zu schreiben gewagt hätte, wäre gesteinigt worden . . .

Eines Auftrittes, des einzigen, wobei ich Scheffel in einer an Wahnsinn grenzenden Erregung sah, gedenke ich mit Wehmut. Es war an einem Frühlingsabend von 1884. Es dämmerte, und die Lampe brannte schon

auf Scheffels Wohnzimmertisch. Ich trat ein und fand Scheffel in heftigem Zwiegespräche mit dem — Briefträger! Dieser hatte soeben dem Dichter zum zweitenmal eine Postkarte zu überbringen gewagt, die Scheffel am Morgen bereits zurückgewiesen hatte. In rasch und erregt hingeschleuderten Worten hatte mich dieser über die Sachlage unterrichtet, wobei er meist den Boden anstarrte, denn selten nur sah Scheffel den mit ihm Sprechenden ins Gesicht. Eine im Krankenhause zu Bukarest darniederliegende Schauspielerin hatte ihn um ein empfehlendes Wort bei seiner warmen Verehrerin, der Dichterin-Königin Carmen Sylva von Rumänien, gebeten. In seiner überaufgeregten Einbildungskraft hatte Scheffel sich in rasender Eile einen ganzen Roman zusammengezimmert: die Königin könne ihn im Verdacht haben, zu der besagten Schauspielerin in irgend einem „Verhältnisse“ gestanden zu sein. Kurz, eine völlig unnötige, aus der Luft gegriffene Geschichte. Scheffel wies nun mit Entrüstung die Postkarte zum zweitenmal als „nicht bestellbar“ zurück. Der Postmann, dem die Geschichte zu lange dauern mochte, drückte sich an der Läre herum und trug in aller Bescheidenheit sein Sprüchlein vor: „Herr Doktor, Sie müssen die Karte annehmen; Sie können sie ja in den Papierkorb werfen und brauchen sie nicht zu beantworten. Meine Vorgesetzten trugen mir auf, Ihnen zu sagen: Sie müßten sie annehmen.“ Da brüllte Scheffel ihn mit wahrhaft donnerschlägiger Wildheit an: „Ihre Vorgesetzten sind Esel, Esel!“ Der Angedonnete, etwas bleich und fassungslos geworden, erwiderte kleinlaut: „Herr Doktor, was Sie eben gesagt haben, soll unter uns bleiben, denn es könnte sonst unangenehme Folgen für Sie haben.“ Da stürzte Scheffel sich wie ein Rasender gegen den Tisch, hinter dem ich auf dem Sofa Platz genommen und von wo ich dem Trauerspiel zugeschaut hatte, schlug wie toll mit beiden Fäusten gleichzeitig auf die Tischplatte — ich hielt in aller Eile die taumelnde, zu fallen drohende Öllampe — und schrie aus Leibesträften: „Ich werde an meinen Freund Stephan (den Reichspostmeister) nach Berlin schreiben! Wissen Sie, mit wem Sie es zu tun haben? Ich bin Joseph Viktor von Scheffel!!!“ In diesem Augenblick war mir wie durch Zauberschlag klar geworden, daß Scheffel an krankhafter Selbstüberschätzung leide, was übrigens kein Wunder war. Und was geschah nach diesem schauspielhaften Höhepunkt? Wie bei allen jähzornigen, im Grund aber seelengutmütigen Menschen, kehrte nach dem urgründigen Kraftausbruche das Gleichgewicht erstaunlich rasch wieder zurück. Er selbst fühlte wohl, daß er sich zu weit habe hinreißen lassen; noch etwas keuchend,

aber den feuervollen Hochton gewaltig herabstimmend, ging der große Mann an die nahe Schiebruhe, zog eine Schublade hervor und langte aus einem Kistchen zwei Hände voll Zigarren, die er dem zuerst sich etwas sträubenden, dann aber die Gabe dankbar entgegennehmenden Knechte Stephans mit den beschwichtigenden, abwiegelnden Worten aufdrängte: „Da — nehmen Sie — und gehen Sie, — wir wollen — Freunde — bleiben ...“

Es ist mir nicht leicht gefallen, einen von mir hochgehaltenen Mann wie Scheffel auch von weniger schönen und edeln Seiten darzustellen, aber ich wollte durchaus der Wahrheit die Ehre geben und sein Wesen nicht beschönigen, wie es fast alle in den bisherigen Schilderungen getan haben.

Als Scheffel am 9. April 1886 starb, weilte ich, von Griechenland heimkehrend, zu Rom.